

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 44

Rubrik: Limmatspritzer

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fritz Herdi

Häimelig dihäi(m) im Häime

Er stand im Nebi, dieser Satz von mir: «Woni s letscht Joh drüü Wuche bi Ine gsii und heimchoo bin.» Grauenhaft, dieses «heimchoo»! Jedenfalls liess in Nr. 33 ein Leser mich wissen: «Das «Heimchoo» schtiend der Finette Wanzenried-Pfleiderer us Pfullendorf vil besser als Dir.»

Wozu ich vielleicht daran erinnern muss: Frau Finette Wanzenried, geborene Adolfine Pfleiderer aus Pfullendorf (Südweststaat), ist eine bei meinem geschätzten Schreibkollegen Hanns U. Christen in den «Basler Bilderbogen» sporadisch wiederkehrende Person, die da etwa fragt: «Sehe Se nix? Sehe Se wirklich nix?» Ihr also stünden, entnehme ich dem an mich gerichteten Leserbrief, jene «Germanismen» besser an, die man bei mir immer wieder finde. Ich zitiere noch, was ebenfalls mich angeht: «Leider tuet mir mängsmal Diis Züritütsch in Auge weh.»

Tja, lieber Leser, jetzt müssen Sie sich einen Mann vorstellen, der üblicherweise als Dick- und Wichtsack daherkommt, aber nach der Lektüre solcher Vorwürfe nur noch ein hässlich geschrumpeltes Zwerglein ist, ein schlaffes Ballönchen, dem man die Luft herausgelassen hat. Dieses Manöggeli, ein Jammerbild, bin ich.

Aber hoppla!

Mit letzter Kraft schleppe ich mich noch bis zur Bücherwand, hole mit den fahriegen Bewegungen und zitternden Händen eines unfreiwillig trockengelegten Alkoholikers ein Büchlein herunter, das da heisst «99 × Züritütsch». Autor: Professor Jacques M. Bächtold, Mitbetreuer des «Zürichdeutschen Wörterbuchs», einst Obmann des Bundes Schwyzertütsch und deren Gruppe Züri gewesen, heuer 97 Jahre alt.

Und ich blättere ...

Seite 30. Ein Kapitel, betitelt «Dihäi – dihäim». Da steht etwa: «Es git für «daheim» in Dialäkte vo der tüütsche Schwyz verschiende Forme, z.B.: dehäim, dihäim, dehäime, dihäime, dehäin, dihäin, dehäi, dihäi, derhäim, derhäimet, dihaam, dihomme usw.» Alles Schweiz, nix Wanzenriederin! Und weiter: ««Di häim-dihäime» wiirt waarschynli wyter ume pruucht als «dihäi», bin öis (Züripet) waarschynli eender uf em Land.»

Bächtold weiter: «Beed Forme sind rächt. Eme Psuech, wo me zum Aessen yladt, cha men öppé

sääge: Tüend wie dihäim – dihäi.» Und wenn man von einem Mädchen berichtet, «es sei na immer dihäi(m)», dann wär's Zeit, dass es bald unter die Haube käme. Zu «häi» gehören auch «häimeli, häimele, Häime, Häimet». Und «Häime» kann Heimat bedeuten, und dass es Wohnort, Heimatort meint, kann man an Ortsnamen ablesen: Välthäim, Stammhäim, Taalhäim, Schläithäim. Bauern unterscheiden zwischen «Häime» und «Häimeli». Nämlich: «Es Häimeli isch grad esoo gross, das d Familie cha druuf lääbe und si gnuug Fueter für zweo, drei Chüe hät. Uf eme Häime mues me d Chabissturze nüd zele.»

Darf ich, liebe Leser, jetzt wieder ganz ungermanisch und ohne die Wanzenried-Pfleiderer im Schlepptau «heimchoo»?

Chnaabe oder Buebe?

Vor Jahren fragte ein Leser im Nebelpalper (he ja, wenn wir schon gerade beim Nebi sind!), warum der Zürcher eigentlich vom «Chnaabeschüsse» rede. Man müsse in Zürich lang herumfragen, bis man einen waschecchten Zürcher finde, der «Chnaab» sage und nicht «Bueb». Also?

Also ja, mit Gottes und Professor Bächtolds Hilfe: Das Wort «Chnaabeschüsse» ist viel älter, als man meint. Im 17. und 18. Jahrhundert konnte man den «Chnaabeschiesset». Und das Wort «Knabenschiesse» ist eigentlich eine «Verhoochütschig vom alte Chnaabeschiesse oder Chnaabeschüsse». Das Züritütsch kennt «Chnaab» und «Bueb». Die «Chnaabe» auf dem Land waren junge Burschen, die sich zu einer Genossenschaft zusammatten und «bin Chiltgänge oder Stubete» auf die Ordnung schauten. Eine Art Sittenpolizei also. Sie hiessen «Chnaabeschafte». Und so lebt das Wort auch im «Chnaabeschüsse» weiter.

Über die «Chnaabe» schrieb 1954 der Zürcher Oberländer Ruedi Chägi: «De Chueri stoot wien en gchlotzige Gülebock. Schönauer, d'Juckemerchnabe schicked mi zum der Aastand

zyie. Asen isch es Bruuch und Rächt: Chunt en frönde Porscht is Dorf z Liecht, se höisched em di junge Chnabe e Goob zum e luschtigi Nacht mache. Pariert er und langet i d Soiblotere, se ghäissst das: I wott kä Gschlöpf, i hebe zum Mäithi. Dänn stoot em kän Chnab mee im Wääg.»

Also denn: Auf ans «Chnaabeschüsse, wo d Buebe tüend schüuisse»!

Arzt oder Tokter?

Ein Nebi-Leser entnahm einer Zeitung, nach einem Autounfall sei der Fahrer auf dem Platz «verarznet» worden. Und er spöttelte im Nebi darüber. Mag sein, dass der Ausdruck im Hochdeutschen etwas gspässig klingt, aber im Zürichdeutschen ist er durchaus bekannt. «Arzne» heisst erstens «Arzt sein», zweitens, sich von einem Arzt behandeln lassen.

Und Arzt? Nun, das Wort könnte im Dialekt durchaus älter sein als Doktor. Es geht auf das griechisch-lateinische «archiater» zurück. Im alten Zürich gab es bis 1830 einen Archiater. Ich zitiere das Schweizerdeutsche Wörterbuch: «Archiater, erster Stadtarzt in Zürich, welcher mit seinem Adjunkten, dem Poliater, im Spital die innerliche Behandlung aller Kranken zu besorgen hatte.»

Es ist durchaus möglich, dass der Arzt den Doktor gelegentlich in den Hintergrund drängen wird. Schon weil's viele Doktoren gibt, die nicht Ärzte sind. Und wir reden ja schon lange vom «Huus-

Der Bühnenschriftsteller Fritz Hochwälder (1911) sagte, für ihn sei Zürich, genau wie für Thomas Mann, keine Grossstadt, aber eine Weltstadt, ein Ort überdies, wo ein Schriftsteller «das Undeutsche auf Deutsch sagen kann». Von jenen, die sich in oder um Zürich niederliessen (Büchner, George, Polgar, Thomas Mann, James Joyce), seien die meisten auch hier gestorben. Hochwälder: «Man könnte Zürich also zumindest eine Begräbnisstadt der Dichternennen.» Gino

arzt», vom «Spezialarzt». Das Wort «arznen» hat sogar Chancen, sich im Hochdeutschen durchzusetzen, wo man heute noch «ärztlich behandeln» sagen muss. Übrigens: «Verarzte» höre ich immer mehr in Mundarten.

Mängerläi Züritüütsch

Züritüütsch oder Züritütsch? Kommt drauf an. Im Oberland sagt man vorwiegend: Chrüz, Lüt, Frittig, Brut, Zit. Bei Städzürchern, bei Leuten am See und im Limmatatal aber tönt's: Chrüz, Lüt, Frytig, Bruut, Zyt. Oberland: züritütsch. Zürich Stadt: züritüütsch.

Zürichdeutsch wird je nach Gegend verschieden gesprochen. Ich kenne einen Fall mit acht Möglichkeiten zum Variieren: «Er häi – häig – hei – heig – heb – häigi – heigi – hebi en Eggen ab.» Und ein Fünfvariantenbeispiel: «Er sei – seig – seigi – sig – sigi schiints chrank.» Man lese Webers «Zürichdeutsche Grammatik»! Man sehe sich im «Sprachatlas» um!

Ich sage, wie meine Winterthurer Mutter, «nid». Andere sagen «nöd». Viele Zürcher aber sagen nach wie vor «nüd». Viele sagen «me sött». Ich sage: «Me sett.» Dazu der Fachmann und Gelehrte: «Söll» und «sött» sind klassisches Zürichdeutsch. Indessen: «Doch werden daneben (unter Einfluss von «wele») die Formen sele, sell, sett immer häufiger.» Milde Salbe statt Zitronensaft auf meine Wunden!

Nochmals Professor Bächtold: «Es git ekäs Züritüütsch, wo für de ganz Kanton gilt. Jedi Geget hät iri Aigehäite und die mues me (mueme) käre.» Danke vielmal! Als Gegenleistung verrate ich jetzt doch einmal ein kleines, aber nicht süßes Geheimnis: Ich habe meiner Lebtag noch nie zürichdeutsch geschrieben. Was ich rede und schreibe, ist der Dialekt, den ich als gebürtiger Frauenfelder im Thurgau gelernt habe. Rund fünf Kilometer von der Kantonsgrenze gegen das Zürripet entfernt, drum auch nicht «typisch» thurgauerisch. Aber meine Frauenfelder Primarschulkameraden reden auch so. Und ich habe während meiner Jahrzehnte in Zürich keine Spur von zürichdeutschem Akzent angenommen. Bewusst. Worüber jeder denken mag, wie er will. Mir goots (gaats) guet! Und ausserdem bin ich nach wie vor, dem Heimatschein nach, Aargauer ...

Schowinischte, a d Seck!